



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Flamänder und ihre Sprachkämpfe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Flamänder und ihre Sprachkämpfe.

Aus Brüssel.

Das neue rüstige Leben der niederdeutschen Sprache, welches sich seit einigen Jahren in den germanischen Bestandtheilen Belgiens, in Brabant und den beiden Flandern kundgibt, hat für Deutschland ein dreifaches Interesse: ein wissenschaftliches, ein politisches und ein moralisches. Wissenschaftlich — weil dadurch halbverschollene, deutsche Sprachschätze, vergessene Literatur- und Denkmäler wieder ans Tageslicht kommen, die in mancher Beziehung sogar einen wohlthätigen, stärkenden Einfluß auf das moderne Hochdeutsch auszuüben im Stande sind. Politisch — weil Deutschlands Macht nur gewinnen kann, je fester das germanische Element an den Küsten der Nordsee und an den Grenzen Frankreichs festhält. Moralisch — weil es ein schöner, natürlicher, einer großen Nation würdiger Ehrgeiz ist, die Herrschaft ihrer Sprache, die Gewalt ihres Geistes so große Ausdehnung als möglich gewinnen zu sehen.

In Belgien selbst, wo man nach einer im französischen Sinne stattgefundenen Revolution die Bestrebungen der Flamänder zur Rehabilitirung ihres Idioms mit Achselzucken und ungläubigen Mienen begleitete, kann man sich nun nicht mehr darüber täuschen, daß die flamändische Sprache einen großen Theil ihrer frühern Stellung wieder erobert hat. Nur fragt man sich: was werden die Folgen dieser sprachlichen „Reaction“ sein? Wird sie Bestand haben? Wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die geistige Entwicklung des Landes ausüben? Es versteht sich von selbst, daß die französischen Wortführer der belgischen Journalpresse diese Fragen ganz anders beantworten, als die flamändischen Parteihäupter. Beide Parteien

übertreiben die Vortheile und die Nachtheile dieser „Reaction,“ die abwechselnd eine fluchwürdige und eine segensreiche genannt wird. Wenn auch die deutschen Sympathien natürlicher Weise auf der Seite der Flamänder sind, so wäre es doch sehr unklug und ungerrecht, wenn man blindlings diesen Sympathien folgen wollte, ohne Kritik und Ueberlegung. Möge es uns, die wir in Folge unserer Stellung und unserer Studien ein unparteiisches Urtheil errungen zu haben glauben, gestattet sein, in dieser nicht unwichtigen Nationalangelegenheit unsere Bemerkungen hier auszusprechen.

Wie wünschenswerth auch die Einheit der Sprache in einem Staate sein mag, so hat doch die Erfahrung der neuesten Zeit dargethan, daß Nichts einem Staate gefährlicher werden kann, als eine Spracheinigung gewaltsam herbeiführen zu wollen, da wo zwei verschiedene Ur-Idiome sich eingenistet. Die Geschichte zeigt uns, daß die Mischung zweier verschiedenen Sprachen und das völlige Aufgehen der einen in der andern bei Völkern stattfinden könne, die selbst vollständig unter einander sich vermischt, wie Römer und Gallier, Normänner und Sachsen; aber da, wo die Nationen noch in voller Stammverschiedenheit neben einander leben, wie Slaven und Magyaren, wie Dänen und Deutsche, wie Flamänder und Wallonen, da ist die Hoffnung auf eine Sprachmischung eine eitle, selbst dann, wenn die staatliche Verbindung die verschiedenen Nationen Jahrhunderte lang äußerlich verbunden hat. Böhmen, Elfaß, das französische Flandern, obgleich ihre Administration bereits seit zwei Jahrhunderten in der Sprache der Regierung, dort deutsch, hier französisch, stattfindet, haben doch ihre alte Sprache beibehalten. In den Departements Morbihon und Finisterre herrscht noch unverlegt das Alt-bretonische. Mag nun auch immerhin in Belgien die französische Sprache die der Kammern und der Regierung sein, immerhin muß man die Existenz der flamändischen in ihrem vollständigen Recht anerkennen und statt sie zu unterdrücken oder bei Seite zu schieben, ist es eine weit klügere Aufgabe, die Vortheile aufzusuchen, welche dem Staate, der Nationalität und der allgemeinen Bildung daraus erwachsen könnten.

„Wir wollen ja auch dem gemeinen Volke sein Flamändisch gerne lassen“ — sagen Einige, „aber die Sprache der Bildung, der Literatur kann und soll nur das Französische sein.“ Ihr wollt also

eine Schranke zwischen den untern Classen der Nation und dem übrigen Theil derselben ziehen? Ihr wollt also den Landmann, den Arbeiter, den Handwerker, der auf diese Weise der Mittel beraubt wird, sich mit dem gebildeten Mann zu verständigen, einer vollkommenen Unwissenheit anheimfallen sehen? Und wenn nun einige aus diesem „gemeinen Volke“ Lust haben, sich aufzuklären und zu unterrichten, sollen sie gezwungen sein, vor Allem eine fremde Sprache zu studiren, eine Sprache, die in ihrer Wurzel, wie in ihrem Mechanismus ganz von der ihrigen abweicht? Ihr, die Ihr in französischer Sprache erzogen seid, Ihr habt zu den Büchern, zur Bildung nur einen Schritt zu machen, und der gemeine Mann soll ihrer zwei machen müssen? Ihr geht ja sogar damit um, aus Guern Collegien die lateinische und griechische Sprache abzuschaffen oder doch wenigstens ihr Studium zu beschränken, damit die Jugend mehr Zeit gewinne, sich mit den praktischen Wissenschaften zu beschäftigen; und dem gemeinen Manne wollt Ihr das Studium einer Sprache aufzwingen, die ihm wenigstens eben so fremd und schwierig ist, als Guern Kindern die der Classiker! Und wo soll er die Mittel dazu hernehmen? Und gesetzt auch, er hätte diese gefunden, wo soll er die Zeit finden; er, der kein Gelehrter, kein Genusmensch werden wird und von seiner frühesten Jugend an von seiner Hände Arbeit leben muß und zum Lernen nur Mußestunden hat? Und wenn er nun auch die ihm fremde Sprache einigermaßen spricht und versteht, kann sie ihm je ganz eigen werden? Wird ihm das Wissen, das er durch diese Sprache erlangen soll, nicht stets wie durch einen Nebel farblos und unklar zukommen? Und dies ist unglückseliger Weise der wirkliche Zustand in den flamändischen Provinzen, so wie es wohl derselbe Zustand in andern Ländern sein mag, wo die Sprache der Bildung eine andere ist, als die des Volkes.

Die eigentlichen Parteiführer der flamändischen Sprachbewegung bemühen sich daher allerdings, das Flamändische zu einer literarischen Sprache zu erheben und so dem Volke die Schleusen einer nationalen, naturgemäßen Bildung zu eröffnen. Allein hier stößt man wieder auf zwei ernsthafte Hindernisse. Das Gebiet des niederdeutschen Idioms, selbst wenn man das Holländische mit einrechnet, bleibt doch immerhin ein sehr beschränktes; einen Wettkampf mit den drei großen europäischen Sprachen einzugehen, ist ihm nicht möglich,

es ist auf allen Seiten umzingelt und eingeschlossen. In Holland selbst liest man — die gebildeten Classen wenigstens — weit mehr deutsch, englisch und französisch, als holländisch. Jeder gebildete Holländer versteht wenigstens eine dieser Sprachen und nicht selten alle drei zugleich. Ein gleicher Fall zeigt sich in Dänemark und Schweden, wo die deutsche Literatur sehr verbreitet ist und mit jedem Tage mehr Eingang findet, trotz der bedeutenden einheimischen Talente und trotz des eiferfüchtigen Sprachenstreits in Schleswig. Hat nicht der berühmteste der dänischen Dichter, Dehlenschläger, seine eigenen Dichtungen selbst in's Deutsche übertragen? Und betrachtete er sich nicht selbst erst von diesem Augenblicke an als einen europäischen Dichter? „So lange ich nur dänisch schrieb — sagt er trauernd in einer Vorrede — „schrieb ich nur für sechshundert Menschen!“

Und doch ist die dänische und schwedische Literatur eine bereits gemachte, fertige. Die flamändische Literatur aber, die sich erst aus dem Chaos herauszuarbeiten sucht, die sich erst bilden und ihre Zukunft erst gestalten muß, sollte bei Zeiten dahinstreben, einen so großen Kreis als möglich erhalten zu können und nicht etwa bloß von einigen Provinzen, sondern von dem größten Theil der germanischen Stammgenossen, ja wo möglich von allen verstanden werden zu können. Nur so kann sie sicher ihrer Zukunft entgegensehen. In dem Zustande, in welchem sie sich jetzt befindet, ist diese Zukunft sehr in Zweifel gestellt. Für den Augenblick zwar ist der Patriotismus der flamändischen Schriftsteller entflammt und sie suchen ihrer nationalen Sprache in vollständiger Hingebung ohne allen Egoismus zu dienen, sie denken nicht an ausgebreiteten Ruhm, sie denken nicht an materiellen Lohn für ihre Mühen. Bücher, Zeitschriften werden geschrieben und gedruckt, ohne daß man nach den Kosten fragt, weil die Autoren dieselben selbst bezahlen. Man bildet literarische Gesellschaften, schießt Geist und Geld zusammen, sammelt Subscriptionen unter den Patrioten und, wo diese nicht ausreichen, da schleudert man die Schriften gratis unter das Volk, damit es nur lese, damit es sich bilde und der Sprache treu bleibe. Aber werden diese Anstrengungen immer fort dauern können? Wird dieser Enthusiasmus nicht allmählig abgekühlt sein? Wird nicht ein Tag eintreten, wo die künstlich getriebenen Räder dieser jungen Literatur still stehen werden? Die Erfahrung lehrt, daß jede Mühe ihren Lohn, jedes Talent seine

Anerkennung verlangt. Kann die Bevölkerung einiger wenigen Provinzen auf die Länge dem Ehrgeiz und dem Bedürfnisse der Autoren genügen?

Andererseits wäre es thöricht sich einzubilden, daß das Flamändische, so wie es jetzt da steht, mit dem Französischen in einen Wettkampf sich einlassen könnte. Seit dem 15. Jahrhundert ist dieser Zweig der niederdeutschen Sprache nicht nur nicht weiter ausgebildet worden, sondern er ist sogar ausgeartet. Das moderne Flamändische ist nicht mehr die kräftige und sonore Sprache des Mittelalters, sie ist rauh und plump geworden, sie hat die allernötigsten Formen eingebüßt wie z. B. die Anwendung des Dativ für den Gebrauch der zweiten Person einfacher Zahl u. s. w. Man hat zwar in letzterer Zeit einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, indem man wenigstens die Orthographie feststellte. *) Indes ist die Orthographie nur der Rock einer Sprache und keineswegs die Sprache selbst. Zur Verbesserung der letztern wurde von der Commission nur eine einzige grammaticalisch wichtige Regel entschieden, nämlich daß der Nominativ des männlichen Artikels *De* und nicht *den* heißen muß (letzteres wurde als Form des Dativs und des Accusativs beibehalten.)

Dies einzige Beispiel reicht hin, um einzusehen, bei welchen Anfängen die flamändische Sprachbildung noch steht und welche ein Chaos in einer Literatur herrschen muß, welche über solche Dinge noch zu streiten hat.

Indessen grade in Deutschland hätte man Unrecht, wenn man hierüber spotten wollte. Man bedenke nur, daß nicht mehr als hundert Jahre zwischen dem Zeitpunkt liegen, wo Deutschland grade da stand, wo jetzt die Flamänder stehen; wo Gottsched, der mit Unrecht so viel Verspottete erst für Orthographie und Grammatik kämpfte und das Unkraut aus dem Wege hauen mußte, auf welchem dann die deutsche Literatur breit einherzog. Und welche eine Literatur wuchs

*) Die Regierung hatte hierzu eine Commission ernannt, da früher Jeder eine eigene willkürliche Orthographie schrieb. Nach vielen Debatten und Streitschriften einigte man sich endlich. Die neuere Orthographie wurde im Jahre 1841 in Gent feierlich proclamirt und durch ein glänzendes Fest, wobei über 800 Menschen, Schriftsteller, Staatsmänner etc. zugegen waren, verherrlicht.

in diesen hundert Jahren herauf! Damals spotteten die Franzosen, die ihre Sprache und Literatur längst fertig hatten, grade so über die Deutschen, wie diese heute vielleicht über die Flamänder spotten würden, wenn sie ihrer eigenen Literaturgeschichte nicht eingedenk sein müßten.

Aber grade diese Geschichte der hochdeutschen Literatur dient der flamändischen als Sporn und Aufmunterung. Allerdings könnte man fragen, warum dient sie ihr nicht auch als Beispiel? Warum schließt sie sich nicht ihr an? Wenn der germanische Theil Belgiens nach Bildung und Geistesstärkung sucht, warum sucht er diese nicht bei den Deutschen? Warum schließt er sich nicht der großen Sprachfamilie an, die 40 Millionen Menschen zählt, die alle seine Stammgenossen sind? Wenn der wallonische Belgier sich naturgemäß der französischen Bildung anschließt, hat der germanische Niederländer denselben Weg nicht zu der deutschen? Die deutsche Sprache ist für den Flamänder nur eine Verschönerung seines eigenen Idioms, es ist seine eigene Sprache, nur bereichert, idealisirt und systematisch und rhythmisch geordnet. Dieses erkennen selbst die Holländer an. Fast jeder Holländer von einiger Bildung versteht deutsch, wie der Belgier französisch. Die meisten Neuerungen und Verbesserungen der holländischen Sprache sind aus der deutschen geschöpft, und dies ist in Holland so anerkannt, daß Bilderdyk selbst sagte: Ehe hundert Jahre vorüber sind, wird das Holländische (der einzige germanische Dialect, welcher nebst dem scandinavischen von der deutschen Sprache abgesondert blieb) sich nur wenig von dem Deutschen unterscheiden. Und haben nicht die übrigen niederdeutschen Völkerschaften längst das Hochdeutsche als Literatursprache angenommen? Haben nicht sogar die Schweizer, die länger vom deutschen Reich getrennt sind, als die Niederländer, die Schweizer, denen gewiß Niemand Patriotismus abstreiten wird, deren Dialect wohl noch stärker von dem Hochdeutschen abweicht, als der flamändische, die Schweizer, die in ihren Minnesängern so merkwürdige poetische Literaturdenkmäler besitzen, warum haben die Schweizer der hochdeutschen Literatur sich angeschlossen? —

Es ist begreiflich, daß so lange die südlichen und nördlichen Niederlande politisch zusammenhängen, das Banner einer selbständigen

Sprache eine Bedeutung und eine Macht hatte. Die politische Größe einer Nation verhilft auch ihrer Sprache zur Herrschaft. Nun aber der niederdeutsche Sprach- und Nationalkörper aus einander gehauen wurde, nun der germanische Belgier sich von dem Strom der französischen Zunge und Bildung überschwemmt sieht, wäre es nicht natürlich, daß er sich der großen Stammbrüderschaft sprachlich anschließt und die hochdeutsche Sprache allmählig mit der seinigen in Einklang zu bringen strebt? Das Erlernen des Hochdeutschen ist selbst für den gemeinen, ungebildeten Flamänder eine Spielerei; flamändische Diensthoten, die zu den zahlreichen deutschen Familien, die in Belgien leben, ins Haus treten, wissen gewöhnlich nach Verlauf von einem Monat mit ihrer Herrschaft sich vollkommen zu verständigen, die deutschen Reisenden kommen in Antwerpen, Brüssel und Gent zur Noth auch ohne Kenntniß des Französischen aus; die deutschen Badegäste in Ostende verständigen sich leicht mit den Badewärtern, Fischern und Matrosen; in der Gegend von Tirlemont und St. Trond ist das Flamändische dem Hochdeutschen vollkommen verständlich; zudem hat Belgien in der Provinz Luxemburg eine vollkommen deutsche Bevölkerung. Wäre es nun nicht natürlich, daß man in Schulen und Büchern allmählig das Hochdeutsche zu verbreiten suchte? Auf diese Weise würde der gemeine Mann, der nicht viel Zeit und Kosten auf seine Bildung zu verwenden hat, dieselbe leichter und sicherer sich erwerben können, als auf dem weiten Umweg des französischen Sprachstudiums. Die flamändischen Schriftsteller hätten nur die Aufgabe, vorzubereiten und Uebergänge zu bahnen. Und wie viel würden sie für ihre eigene Zukunft dadurch gewinnen! Statt isolirt dazustehen und mit einer Anerkennung sich begnügen zu müssen, die nicht über ihr Kirchspiel hinausreicht, würden sie allmählig auf die weite Scene der deutschen Literatur treten können. Statt mittellos nur solchen Studien und Productionen sich überlassen zu dürfen, welche ihnen ihre Mußestunden und ihre großmüthig geopfert Sparpfennige erlauben, würden sie einen weiten Markt, ein großes Publikum, eine reiche leseifrige Nation finden, wo dem strebenden Geiste sein voller Lohn gesichert ist.

Wir müssen gestehen, daß wir uns lange mit der Hoffnung getragen haben, diesen Plan einst seiner Verwirklichung entgegengehen zu sehen. Wir sind aber allmählig von dieser Hoffnung zurückge-

kommen. Weniger, weil die Zustände und die Natur der Sprache die Realisirung nicht möglich machen, als weil die Personen, in deren Händen die Leitung dieser Bewegung liegt, Hindernisse bieten. Dieser provinziale Patriotismus, dieser kräftige Gemeindegeist, der in Belgien seit uralten Zeiten so viel Großes und Schönes gethan, der die Freiheit aufrecht gehalten, die Bürgerkraft gestählt, Handel und Gewerbe zur beispiellosen Blüthe erhoben, die Kunst ermuntert und gepflegt, die wunderbarsten Canäle und Bauwerke hervorgezufen hat, dieser Geist hat natürlich auch seine Auswüchse. Sein gerechter Stolz artet oft in Ueberschätzung aus, er wird in seiner Größe oft kleinlich, und der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wird ihm nicht immer erspart. Dies ist auch der Fall mit der Sprache. Die Flamänder haben in den letzten Jahren zur Wiederbelebung ihrer Sprache Anstrengungen gemacht, die wahrhaft bewundernswerth sind. Sie haben der Regierung und der öffentlichen Meinung Achtung abgezwungen. Sie haben weder Spott noch Drohungen gescheut. Mehr als dreißig Journale sind von ihnen begründet worden, Preisvertheilungen, Meetings, Liedertafeln, Literaturgesellschaften, Liebhabertheater, Alles, was nur die flamändische Sprache beleben kann, ward mit der größten Aufopferung ins Werk gesetzt, aber dafür wollen sie auch nur Flamänder sein; nicht Deutsche, noch Holländer. Was sie thun, geschieht aus Liebe für ihre Provinz, für das alte Erbe ihrer Väter. Sie betrachten das Französische als einen bösen Nachbar und das Deutsche als einen guten. Dies ist der ganze Unterschied. Verschwägern wollen sie sich mit dem einen eben so wenig, als mit dem andern. Diese provinziale Selbstgenügsamkeit kann dem Deutschen nicht ganz unerklärlich sein, wenn er bedenkt, daß einerseits seine politischen Institutionen eben nicht sehr lockend sind, um im Auslande zu glänzen und ein freies Volk zu einer nähern Anschließung, sei es auch nur eine sprachliche, zu reizen. Andererseits trägt der Geist der Einheit in Deutschland eben auch noch keine grauen Haare, er ist noch selbst zu jung, um nicht Nachsicht zu haben, wenn man anderswo denselben Fehler hat, der die deutschen Länder und Ländchen so lange auseinander gehalten hat.

Was hat nun Deutschland gegenüber den Flamändern zu thun? Vor Allem, was es jeder andern Nation gegenüber zu thun hat; das heißt, seine innere Kraft und seine äußern Ehren so viel als möglich

zu pflegen. Je fester eine Nation austritt, desto mehr Achtung flößt sie ihren Feinden ein, desto mehr lockt sie die Gleichgiltigen an sich und zieht die Verwandten heran. Es ist vor der Hand von den Flamändern eben so wenig ein Sprachanschluß, als von den Holländern ein Zollanschluß zu erwarten. Aber darum wäre es unklug, beiden den Rücken zu kehren. Die Sprachbewegung der Flamänder verdient Aufmunterung und Stütze. Deutschland ist ihr natürlicher Schirmherr, und je sicherer sie auf seinen Schutz rechnen kann, um so inniger wird sie sich ihm anschließen.